

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tankred Stöbe
Mut und Menschlichkeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	9
Über den Mut aufzubrechen	13
Über den Wert, sich selbst zu hinterfragen	33
Weiter geht es, mit Zuversicht	51
Über Verlust und Trauer – und neue Wege	67
Über Hoffnung, trotz allem	85
Reden hilft – und Schweigen kann töten	97
Auf der Suche nach Sinn	115
Stell dir vor, es ist Krieg	127
Menschlichkeit als letzte Medizin	145
Folge dem Ruf	161
Dank	177
Literatur- und Quellenverzeichnis	181

Über den Mut aufzubrechen

*Wir müssen unser Dasein so weit, als es irgend geht, annehmen;
alles, auch das Unerhörte, muß darin möglich sein.
Das ist im Grunde der einzige Mut, den man von uns verlangt:
mutig zu sein zu dem Seltsamsten, Wunderlichsten
und Unaufklärbarsten, das uns begegnen kann.*

RAINER MARIA RILKE

MYANMAR, 2002

In der Hitze der tropischen Nacht weckt mich ohrenbetäubender Lärm. Ein schrilles Kreischen durchbricht die Stille, lange bevor in dem thailändischen Grenzort die Morgendämmerung einsetzt. Unzählige Hähne krähen, als ginge es ihnen an die Kehle, als wäre es ihr letzter Schrei. Und das wäre mir nicht einmal unrecht. Im Lande Buddhas muss die Reinkarnationsrate von Hähnen wohl noch höher sein als jedes Thai-Chicken-Curry-Menüintervall, geht es mir durch den Kopf, während ich versuche, noch einmal einzuschlafen.

Im entlegenen Sangklaburi, zwischen dem weiten Vajira-

longkorn-See und dem dichten Urwald Myanmars, erinnert wenig an meine Wohnung im Ruhrgebiet: Die karge Zimmereinrichtung beschränkt sich mit Matratze und Moskitonetz, Kleiderschrank und Ventilator auf das Notwendigste. Exotisch sind vor allem meine Mitbewohner, zahl- und namenlose Frösche, Salamander und Spinnen nebst einer ziemlich anstrengenden Katze. Minu hat zwar einen Namen, ansonsten aber lässt sie immer wieder die Frage aufkommen, ob die fernzuhaltenden Mäuse, denen sie ihre Wohnberechtigung verdankt, nicht angenehmere Gäste sind.

Mein Leben in Deutschland ließ eigentlich nichts missen, mein Zuhause war behaglich und zweifellos frei von verdächtigem Kleingetier. Ich schrieb an meiner Doktorarbeit und war als Notarzt und Intensivmediziner mit spannenden Fragen der Akutmedizin konfrontiert. Daneben genoss ich die Nähe meiner Freunde sowie das kulturelle Angebot des Ruhrgebiets. Wieso sollte ich etwas verändern? Mein Routinealltag erfüllte mich nicht mehr, und ich versuchte zu ergründen, inwieweit Ideale verschüttet waren, die meinem Medizinstudium zugrunde gelegen hatten. Schon immer hatte ich mich mit der Frage beschäftigt, was an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod passiert, und ich konnte auf eine Reihe existentieller Begegnungen und Entscheidungen zurückblicken. Auch wenn ich nicht genau benennen konnte, wonach genau ich suchte, so war doch der Wunsch nach Veränderungen entstanden, nach größeren Herausforderungen, nach neuen Horizonten und unbekanntem Fernen.

Ein guter Freund gab mir schließlich den entscheidenden Rat: »Bewirb dich doch bei Ärzte ohne Grenzen.«

Und das war's! Während Famulaturen in Kenia und Lesotho war mir klargeworden, dass ich nur als ausgebildeter Arzt in strukturschwache Länder zurückkommen möchte. Nun schien es so weit zu sein.

Aber wann ist der richtige Zeitpunkt für einen Auslandseinsatz? Natürlich ist es dafür fast immer zu früh. Die Zweifel an meinen ärztlichen Fähigkeiten waren noch ebenso spürbar wie das Gefühl fehlender medizinischer Erfahrung. Gut, ein Tropenmedizinkurs könnte absolviert und der Facharzt abgeschlossen sein. Natürlich. Aber dann wäre es vielleicht auch schon zu spät. Familiäre oder berufliche Bindungen können die eigene Freiheit ebenso einschränken, wie ein zunehmend bequemer werdendes Leben die ursprünglichen Wünsche begräbt. Der Zeitpunkt war also genau richtig, und ich bewarb mich bei Ärzte ohne Grenzen.

Und wurde genommen. Ich kündigte meine unbefristete Arbeitsstelle und die Wohnung, meldete mein Auto ab und zog nach Berlin, wo ich meine Sachen in diversen Kellern verstaute, um dann auf einer kurzen Deutschlandreise Abschied zu nehmen von Familie und Freunden. Einen Tag nachdem ich meine Promotionsschrift eingereicht hatte, bestieg ich aufgeregt und vorfreudig im Oktober 2002 für meinen ersten Auslandseinsatz den Flieger nach Asien.

Meine Aufgabe: Als Projektarzt von Ärzte ohne Grenzen (Médecins sans Frontières, im Folgenden MSF) sollte ich in den nächsten zehn Monaten die medizinische Grundversor-

gung der Mon im burmesischen Grenzgebiet mit gewährleisten.

Die Mon sind eine von vielen ethnischen Minderheiten in Myanmar, die im Dschungel in einfachsten Bambushütten ohne Strom- und Wasserversorgung leben. Mit ihnen hat die Militärregierung nach langen Unabhängigkeitskämpfen einen Waffenstillstandsvertrag ausgehandelt, unter Zubilligung relativer Autonomie. Das mag zunächst positiv klingen, es handelt sich aber um zweiseitige Vereinbarungen, weil die Mon dadurch weder nationale Unterstützung erfahren noch internationale Hilfeleistungen empfangen dürfen. Deshalb liegt unsere MSF-Basis im thailändischen Sangklaburi. Die zehn Vertriebenendörfer, in denen wir kleine Buschkliniken unterhalten, liegen hinter der Grenze im Urwald. Jetzt, am Ende der Regenzeit, sind lediglich drei von ihnen mit unserem extrem tauglichen Geländewagen zu erreichen, da die Berge und Schlammrinnen auf dem Weg dorthin kaum passierbar sind.

Am frühen Morgen fahren wir in einem der hier üblichen schmalen Holzboote hinaus auf den noch nebligen, romantisch verzauberten See. Angetrieben von einem umfunktionierten Automotor, donnern sie mit uns durch die Morgenstille, als gelte es, uns und die Natur heute besonders nachdrücklich zu wecken.

Es ist der 26. Dezember und unser erster Besuch in Jao Deng, das von unserer Basis am weitesten entfernte Mondorf. Die Sicherheitslage ist bedenklich, und wir haben nur einen Tag Zeit, um die Menschen dort medizinisch zu ver-

sorgen und den Wiederaufbau des Buschkrankenhauses vorzubereiten.

Mit dabei sind der Projektkoordinator Dorian, die medizinische Koordinatorin Miriam und drei unserer lokalen Mitarbeiter, geflüchtete Mon. Dorian kommt aus Australien und hat Politikwissenschaften studiert, was hilfreich ist, um die komplexen politisch-militärischen Verflechtungen im Grenzgebiet zu verstehen. Besonders wertvoll finde ich seinen klugen Verstand und trockenen Humor, auch für ihn ist es der erste Auslandseinsatz. Miriam ist eine ausgebildete Kinderärztin und hat bereits langjährige MSF-Erfahrung. Ihre Entscheidungssicherheit, nicht nur in medizinischen Fragen, schätze ich sehr. Unsere drei Mon-Kollegen sind aufgrund ihrer Natur- und Ortskenntnis, aber mehr noch wegen ihrer stoischen Ausdauer und freundlichen Hilfsbereitschaft überlebenswichtig für dieses Abenteuer.

Nach etwa anderthalb Stunden lassen wir die letzten Behausungen und Fischerboote hinter uns, und die Wasserwege werden immer schmaler. Schließlich münden sie in einen Flusslauf, und als auch dieser flacher wird, schlagen wir plötzlich auf einem Felsen auf. Damit ist die Fahrt zu Ende, mit anderen Transportmitteln ist kein Weiterkommen und wir müssen zu Fuß gehen. Mit einer Machete bahnen wir uns den Weg in die unberührte Einsamkeit. Viele Jahre hat sich keiner unserer Mitarbeiter mehr auf diese Route gewagt. Es ist heiß; den Blick auf den Boden gerichtet, um nicht auf Schlangen zu treten, marschieren wir konzentriert durchs dichte Grün.

Als wir einen versteckten Militärstützpunkt erreichen, bin ich angespannt, lasse mir das aber nicht anmerken. Obwohl jeder weiß, wer wir sind und was wir machen, weist nichts auf MSF hin, bleiben alle unsere Hilfsleistungen anonym. Das ist notwendig, weil wir nicht offiziell in Myanmar arbeiten dürfen. Aber offensichtlich profitieren beide Seiten davon: die Thai, weil so keine kranken Mon über die Grenzen kommen, und Myanmars Militärs, weil sie eingesehen haben, dass die Mon sich eine Gesundheitsversorgung schlicht nicht leisten können. Damit sind wir das am schlechtesten gehütete Geheimnis dieser Gegend. Wir haben Glück und dürfen passieren – und wandern weiter. Um unbemerkt zu bleiben, meiden wir feste Wege und müssen viele Hindernisse überwinden: Sümpfe und Schilfwälder sind zu durchqueren, auf dem Pfad liegende Baumstämme zu übersteigen oder zu unterkriechen, Flussläufe müssen durchwaten und Schluchten umgangen werden. Die Vegetation ist in Fluss- und Seenähe prächtig, Orchideen wachsen hier, und im dichten, grünen Urwald erfreuen uns exotische Vögel und Schmetterlinge mit ihrer Farbenpracht.

Wann genau wir die Grenze übertreten, ist nicht auszumachen, aber unsere kundigen Mitarbeiter werden vorsichtiger. Denn in Myanmar sind die Felder und Berge vermint, hier kann nichts angebaut werden, und ein unbedachter Schritt kann furchtbare Konsequenzen haben.

Erschöpfung macht sich breit, immer wieder fragen wir unsere Kollegen, wie weit es noch ist. In gleichbleibender Freundlichkeit versichern sie uns, gleich sei es geschafft. Aber die Sonne brennt weiter vom Himmel.

Als sie sich nach einer gefühlten Ewigkeit schließlich neigt, lassen wir uns an einer geschützten Uferstelle nieder. Der Fluss bildet hier einen kleinen See, und wir können im Schutz des dichten Urwaldes unser Nachtlager aufschlagen. Dafür befestigen wir unsere Hängematten an Baumstämmen, und ich würde nach zwölf Stunden Fußmarsch viel dafür geben, hier länger zu rasten.

Erst einmal nehme ich ein erfrischendes Bad im kristallklaren Wasser – wie gut das tut! Dabei beobachte ich die bunten Fische, die hier in der unberührten Natur arglos mit mir schwimmen.

Dann bereiten wir das Abendessen. Unser Proviant tagsüber bestand aus Hühnchenschenkeln und Sticky Rice mit Mango, weil beides gut zu transportieren ist. Jetzt beschränkt sich mein Beitrag auf das staunende Beobachten unserer jagdkundigen Mitarbeiter und dessen, was sie herbeischaffen und zubereiten: Aus gerade erst geschnitzten Bambusbechern trinken wir Flusswasser und mitgebrachten Kaffee. Zu essen gibt es Frösche und Fisch, über dem Feuer gegrillt, und Kaulquappensuppe. Ich erinnere mich, wie ich als Kind mit Stöcken leicht angeekelt in Tümpeln herumgestochert habe. Die glibberige Konsistenz und der salzige Geschmack sind erst einmal fremdartig und gewöhnungsbedürftig, aber die Suppe schmeckt dann doch erstaunlich gut. Alsbald sorgt die Erschöpfung nach der langen Wanderung für einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen erheben wir uns früh aus unseren Hängematten, packen unsere Rucksäcke und machen uns

wieder auf den Weg. Die Temperatur ist noch höher als am Vortag, das Vorankommen noch beschwerlicher, worüber die Schönheit der Natur manchmal zu verblassen droht. Wie viele Berge wir überwinden, wie viele Täler wir durchqueren, wie viele Flüsse wir halb schwimmend, halb watend passieren und wie viele Kilometer wir zurückgelegt haben, weiß ich nicht mehr. Unzählbar sind auch die Blutegel, die sich an unseren Beinen festsaugen, unzählbar die Insekten, die unsere Haut zerstechen, unzählbar die Dornen, die sie aufreißen, sowie die Blasen an unseren Füßen. Wir sehen aus, als hätten wir einen Schrotgewehr-Angriff überlebt – und so etwa fühlen wir uns auch. Obwohl ich immer gerne gewandert bin, ist dieser Marsch von neuer, bislang unbekannter Dimension, und ich wähne mich oft der Verzweiflung näher als dem Ziel. Unglaublich dagegen die Ruhe und Ausdauer unserer Mon-Freunde, denen die Strapazen nichts auszumachen scheinen.

Mitten im Urwald – vor uns der letzte zu überwindende hohe Berg, wie wir eben erfahren haben – steht vor uns plötzlich, völlig unvorhersehbar und wie aus dem Nichts eine schwerbewaffnete Soldatentruppe der Mon National Liberation Army. Das halbe Dutzend Männer ist mit seiner grünen Kampfmontur gut getarnt und schaut grimmig aus. Miriam, Dorian und ich sehen uns beunruhigt an. Der Kommandeur spricht mit unseren Mon-Mitarbeitern, die für uns übersetzen: »Sie bestehen darauf, uns über den Grenzpass zu begleiten. Sie sagen, sie seien für unsere Sicherheit verantwortlich, und dass sie sich davon nicht abbringen lassen.«

Wir beraten uns schnell. Als Mitglieder einer unabhängigen und neutralen Organisation vermeiden wir jegliche Assoziation mit militärischen Gruppierungen und lehnen bewaffneten Schutz ab. Aber haben wir eine Alternative? Umkehren? In dieser Situation sehen wir keine andere Möglichkeit, als die aufgezwungene Begleitung zu akzeptieren, wenn wir die Mon-Siedlung erreichen wollen, die uns so dringend erwartet. Wir vereinbaren, dass die Soldaten uns bis zum Bergsattel bringen, wobei wir etwas Abstand halten.

Vom Pass aus haben wir dann einen atemberaubenden Blick über die gewaltigen Hochwälder hinab ins Tal, durch das unsere müden Beine uns noch tragen müssen. An dessen Ende liegt unser Ziel.

Nach abermals mehr als zwölf Stunden Fußmarsch erreichen wir schließlich den kleinen, entlegenen Ort Jao Deng, über den sich ein sternreicher Nachthimmel spannt. Ich traue meinen Augen kaum, als uns junge Dorfbewohner mit einem Tanz bei Kerzenschein begrüßen. Ihre elegante wie gefühlvolle Darbietung steht in deutlichem Kontrast zu unserer gerade durchlebten Tortur und erscheint in ihrer Friedfertigkeit fast surreal.

Meinen physischen Grenzen bin ich noch nie zuvor näher gekommen. Die körperliche Strapaze war die eine Dimension. Denn das, was im Kopf passiert, erfährt während einer solchen Anstrengung eine dramatische Steigerung. Emotionale Hochs werden zum Gipfel des Glücks, die Tiefpunkte als bedrückender empfunden als das tiefste je gekannte Gefühlstal. Mancher Wanderer behauptet ja, diese

innere Reise sei der wahre Grund für seine Unternehmungen, und nicht das sportliche Element, nicht die zu erkundende Natur. Mag sein. Unsere Beweggründe bei diesem Einsatz waren vor allem sachlichen Notwendigkeiten geschuldet.

Wir schlafen zusammen in einem Raum im Haus der Medics, die in allen von uns unterstützten Buschkliniken ohne ärztliche Hilfe die Mon versorgen. Es sind Menschen in ihren Zwanzigern, die in einem sechsmonatigen Crashkurs an einer Art Urwaldakademie rudimentäres medizinisches Wissen vermittelt bekommen haben. Als Schlafgelegenheit dient uns eine dünne Bastmatte auf dem aus Bambusrohr bestehenden und wegen der Regenzeit etwas erhöht angelegten harten Hausboden. Darunter leben die Haustiere, Hunde, Enten, Schweine und – natürlich – Hähne. Ihr nächtliches Krähen dringt hier direkt in mein Ohr. Für ein gesteigertes Hörerlebnis ist also auch gesorgt.